

I. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 200.

Mittwoch, den 28. August 1907.

22. Jahrgang.

Ein Großfeuer



Die Brandstätte in Darmheim.

hat kürzlich das württembergische Pfarrdorf Darmheim bei Böblingen schwer heimgesucht. Infolge eines orkanartigen Windes griff der Brand mit rasender Schnelligkeit um sich, und bald waren über 60 Häuser ein Raub der Flammen. Die

Stätte, an der noch vor kurzem ein blühendes Dorf mit frohen Bewohnern und reichen Viehherden gestanden hat, zeigt jetzt ein trauriges Bild der Verwüstung und des Elends; 58 Familien sind durch die Katastrophe obdachlos geworden.

Aus aller Welt.

Mit Stod und Beil gegen die Mutter — dann auf und davon. Der 12jährige Sohn Arthur der geschiedenen Aushersfrau Weide in Berlin ist nach einem unglücklichen Sturz gegen seine Mutter verurteilt. Der Junge las gern allerhand Geschichten, wie „Die geheimnisvolle Maske“, und ließ sich das Zeug von seinen Spielkameraden, Frau Weide, die sich als Blätterin ernährte, was damit nicht einverstanden. Freitag morgen verlangte sie von ihrem Sohne, daß er die Sachen unverzüglich zurückgebe. Das verdroß den Jungen so sehr, daß er sich nachmittags um 2 Uhr weigerte, seiner Mutter eine Flasche Bier zu holen. Als die Frau nun den Mordtod nahm, um ihn zu züchtigen, ergriß er einen kräftigen Stod, mit dem sie auslopfte und schlug sie zweimal auf den rechten Arm. Während die Mutter ihre Hühnerbarrin zu Hilfe holte, riegelte sich der Sohn in der Küche ein. Die Frauen fürchteten, daß er sich ein Leid antun werde und schlugen mit einem Beil die Küchentür ein, um ihn daran zu verhindern. Jetzt trat er ihnen mit gestülptem Taschenmesser entgegen. Ihm Glück gelang es Frau Weide, es ihm zu entreißen. Dann lief sie nach der Polizeiwache, um die Polizei zu holen. Unten auf der Straße aber traf sie zwei Männer, die bereit waren, ihr zu helfen. Während sie mit diesen nach ihrer im dritten Stock belegenen Wohnung wieder hinaufging, rückte der Junge mit dem Beil, das die Frauen an der geräumten Tür hatten liegen lassen, der Nachbarnsrau auf den Leib, so daß diese in ihre Stube flüchtete und sich einriegeln mußte. Hierauf befestigte er die Wäscheleine am Fensterkreuz, um sich auf die Straße hinabzulassen. Die beiden Männer riefen ihn jedoch zurück und brachten ihn nach der Polizeiwache. Um 6 Uhr wurde er, nachdem er Befragung gelobt hatte, mit der Warnung entlassen, daß er bei Wiederholung eines solchen Auftritts in Haft genommen werden könne. Ruhig ging er mit seiner Mutter nach Hause. Seit Samstag morgen aber ist er verschwunden.

Ein schwerer Automobil-Unfall ereignete sich nach einem unglücklichen Telegramm am Sonntag auf der Landstraße bei

Kochel. Der 67jährige Gürtler Georg Wagner lief direkt in ein Automobil hinein. Er wurde zu Boden geschleudert, eine Strecke weit geschleift und gräßlich am Kopf und Hals verwundet.

In den Bergen abgestürzt. Auf dem Hundsfleisch an der Bitterbader Gruppe verirrt sich zwei deutsche Touristen. Einer davon, Alois Kutter aus Gillingen im Elsaß, ist abgestürzt und blieb tot. — Beim Abstieg von der Orter-Spize ist ein fährliches Paar, ein Herr und eine Dame, angeblich deutsche Touristen, über die sogenannte Grotte abgestürzt. Ihr Schicksal ist unbekannt, da es bisher nicht gelang, die beiden aufzufinden.

Entsetzliche Mordtat. In einem Züricher Hotel wurde gestern eine Mordtat verübt. Der Mechaniker K. A. L., der mit einer Hotel-Wärmerin ein Liebes-Verhältnis hatte, was diese lösen wollte, erschoss den herbei eilenden Wirt der Ruhe stiften wollte, verletzten das Mädchen durch zwei Schüsse schwer und tötete sich dann durch eine Kugel in den Kopf.

Ein furchtbarer Unfall hat sich acht Meilen von Sheffield (England) ereignet. Ein Motorwagen, der eine Gesellschaft von 28 aus Derbyshire zurückkehrenden Personen beförderte, ging in Trümmer. Er änderte seinen Kurs, um einem Hindernis auszuweichen. Ein Rad fuhr an einer Telegraphenstange fest. Der Wagen stürzte eine Steinwand hinunter. Die Insassen wurden mit Mähe unter den Trümmern hervorgezogen, 3 sind tot, 25 verletzt.

In der Eisenbahnkatastrophe bei Coutras wird weiter gemeldet, daß sich in dem Schnellzuge ca. 150 Personen befanden. Die Gerichtsbehörden weilen an Ort und Stelle. Unter den Trümmern werden noch fortwährend Körperteile von Verunglückten hervorgeholt. Präsident Fallières hat sich einen genauen Bericht über die Katastrophe erstatten lassen. Von der Eisenbahn-Gesellschaft wird die Möglichkeit einer solchen Verhängung bestritten. Man glaubt vielmehr, daß ein Stein oder irgend ein anderer Gegenstand das Funktionieren der Weiche unmöglich gemacht hat. Der betreffende Weichensteller erklärte unter seinem Eid, daß er seine Pflicht voll erfüllt habe.

In die Luft geflogen. Aus San Francisco wird gemeldet: Die Dynamitwerke in Socranti in Kalifornien sind in die Luft geflogen. Die Stadt ist zerstört, 7 Menschen sind getötet, 130 Personen verletzt. Die Nachbardsdörfer haben schwer gelitten. Man glaubte an ein Erdbeben. In den Städten rings um Socranti brach eine Panik aus. Die Leute flohen vor Schreck aus ihren Häusern.

Ueber die Empfindungen des Sterbenden verbreitet sich ein Artikel des „Broad View“ im Anschluß an die Worte Ludwigs 14., die er kurz vor seinem Tode sprach: Ich hätte niemals geglaubt, daß das Sterben so leicht wäre. Der Verfasser des Artikels hat persönliches Zeugnis von den Leuten eingeholt, die dem Tode nahe waren und auf ihre Berichte gründet er seine interessante Darstellung. Fast alle versicherten, daß sie in dem Momente, der ihnen den Tod bringen sollte, jedes Furchtgefühl verloren und nur angenehme Gedanken und Vorstellungen gehabt hätten. So war sich ein Minister, der von einem Gipfel herabstürzte, während des Sturzes der Todesgefahr genau bewußt und doch beschäftigte er sich einzig nur mit der Frage: „Wie lange wird wohl der Sturz dauern? Werde ich auf einen Fels oder auf Geröll aufschlagen?“ Ein anderer, der von der Gefahr des Ertrinkens gerettet wurde, erklärte, in dem Moment, in dem die Wellen über ihn zusammenstürzten, habe er nur ein Gefühl des Bedauerns darüber gehabt, daß er einen kurz vorher gelaufenen Roman nicht auslesen könne. Freilich waren die Empfindungen des bevorstehenden Todes nicht bei allen so angenehm. So berichtete jemand, der sich erheben wollte, daß ihm die Sinne sofort schwanden, als er die Schnur am Hals fühlte. Während ins Leben zurückgerufen, schaute er mit erschrockenem Blick um sich und erzählte dann, daß er in den wenigen Minuten, die bis zu seiner Rettung vergangen seien, eine geradezu endlose Reise durch das Weltall gemacht habe, daß er sich in einer fremden, schauerlichen Welt verstreutem Selbstmord befunden habe, die einen höllischen Tanz um ihn ausgeführt hätten. Die Vorstellung dieser grauenhaften Welt, in der er sich befunden, habe ihn für immer von seinen Selbstmordgedanken befreit, lieber wolle er die schwersten Schicksalsschläge des Lebens hinnehmen, als dieser Welt anzugehören.

Dans Spethmann und sein Führer Sigurdson. Die Expedition zur Erforschung der Insel Island, die im Juli dieses Jahres unter der Führung des Berliner Gelehrten Dr. von Anebel nach dem Lande der Geister aufbrach, hat ein tragisches Ende genommen. Dr. von Anebel und einer seiner Begleiter, der Berliner Maler Rudolff, sind auf Island die Opfer einer wahrscheinlich vulkanischen Katastrophe geworden. Verschont



Dans Spethmann und sein Führer Sigurdson.

blieb nur der andere Begleiter von Anebel, der aus Lübeck gebürtige Student der Geologie Spethmann, ein Schüler Geheimrats Branco in Berlin. Mit dem besten isländischen Führer Sigurdson zusammen hat Spethmann eifrige Nachforschungen nach den Leichen seiner beiden umgekommenen Genossen unternommen, ohne jedoch zu einem Resultat zu gelangen. Auf dieser Suche haben die beiden tapferen Männer selbst mehrmals in eigener Lebensgefahr geschwebt.

Berliner Börse, 26. August 1907.

Anrechnungen: 1 Frank, 10 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 10000 Pfennig, 100000 Pfennig, 1000000 Pfennig, 10000000 Pfennig, 100000000 Pfennig, 1000000000 Pfennig, 10000000000 Pfennig, 100000000000 Pfennig, 1000000000000 Pfennig, 10000000000000 Pfennig, 100000000000000 Pfennig, 1000000000000000 Pfennig, 10000000000000000 Pfennig, 100000000000000000 Pfennig, 1000000000000000000 Pfennig, 10000000000000000000 Pfennig, 100000000000000000000 Pfennig, 1000000000000000000000 Pfennig, 10000000000000000000000 Pfennig, 100000000000000000000000 Pfennig, 1000000000000000000000000 Pfennig, 10000000000000000000000000 Pfennig, 100000000000000000000000000 Pfennig, 1000000000000000000000000000 Pfennig, 10000000000000000000000000000 Pfennig, 100000000000000000000000000000 Pfennig, 1000000000000000000000000000000 Pfennig, 10000000000000000000000000000000 Pfennig, 100000000000000000000000000000000 Pfennig, 1000000000000000000000000000000000 Pfennig, 10000000000000000000000000000000000 Pfennig, 100000000000000000000000000000000000 Pfennig, 1000000000000000000000000000000000000 Pfennig, 10000000000000000000000000000000000000 Pfennig, 100000000000000000000000000000000000000 Pfennig, 1000000000000000000000000000000000000000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 1000 Pfennig, 1000 Pfennig, 1000 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100 Pfennig, 100		
---	--	--



Nr. 200.

Mittwoch, den 28. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

So tritt sie ihm entgegen — jetzt nicht das kühle, sichere Fräulein Doktor, die erste Assistentin der berühmten Kinderheilanstalt — sondern ein zagenes, junges Weib, dessen Seele dem Geliebten zuzuschmelzen möchte in unnenntbarer Wonne jungfräulicher Liebe und das doch fest entschlossen ist, sich ihm zu verweigern und den bitteren Kelch der Entsagung zu leeren.

Als er ihr jetzt gegenübersteht, blicken sie sich lange und tief in die Augen. Ein schwerer, müdiger Ernst lagert auf den jungen Gesichtern, fast feierlich zieht Herbert Paulus die zarte Kinderhand an seine Lippen. Dann geleitet er sie zu einem Sessel und atmet tief und hastig auf. Es ist, als ob seine Brust von einem Alp bedrängt würde, er vermag kein noch so armseliges Wort hervorzubringen. Hildegard sieht dieses stumme Ringen, sieht den Kampf in dem bewegten Antlitz, von welchem sie ihren Blick nicht losreißen kann und eine Woge heißer, erbarmender Zärtlichkeit steigt in ihr auf. Sie legt leise ihre Hand auf seinen Arm, fast wie ein Hauch kommt es von ihren Lippen:

„Herbert!“

Da war der Bann gebrochen. Er faßt nach ihrer Hand und sagt:

„Hilbe! Haben Sie Dank, tausend Dank für dieses Wort. Mein Gott, Sie wissen ja, wie es in mir aussieht, ich brauche es Ihnen ja nicht erst zu sagen. Ich habe es bekämpft, habe es ausrotten wollen mit aller Kraft meines Willens, doch es war stärker wie ich — es wuchs und wuchs — Davinnen gleich wurde es größer und größer — der Kampf ist aus — Sie haben gesiegt, Hildegard! Ich beuge mein Haupt, wie ich meine Anie jetzt vor dir beuge — du gute, Kleine!“ sagt er in tiefer Bewegung. „Was dein Oseil mir sagte, es trennt uns nicht, nein, nie und nimmer mehr, Hilbe! Wir gehören zusammen! Willst du mir gestatten, mit dir zu ziehen und — mit dir und deinem Vater vereint, hiesigen — jenseits des Ozeans — dir ein Heim zu schaffen, das deine Liebe mir zum Paradies machen wird?“ Sein Blick sucht den ihren. Doch sie sieht ihn nicht an, sondern hat die Lider tief über die feuchthimmernen Augen gesenkt. Zwei große Tränen rollen über ihre erblassenen Wangen. Sie küßt, jetzt kommt das Schwere, jetzt muß sie sprechen. Das Beste, das Höchste im Leben — sie muß es hingeben, die Liebe zum Vater muß ihr mehr sein als das Glück ihres Herzens. Einen Moment zögert sie, schließt die Augen und lehnt sich in den Sessel zurück. Ihre Seele horcht auf den leisen Bebenschlag des Glüdes — ein, zwei, drei — sie möchte die Sekunden zu Minuten verlängern. O, könnte sie das Glück fassen und halten mit diesen ihren kleinen weißen Händen! Sie senkte leise. Dann sagt sie rasch, resigniert:

„Es darf nicht sein, lassen Sie mich! Ich habe mir vorgenommen, nie eines Mannes Weib zu werden!“

„Hilbe!“ Groß und Schmerz klingt aus seiner Stimme. „Aber warum? Warum, Hilbe?“

„Ich gehöre meinem Vater, er hat mich lange entbehrt, hat so hart gebüht,“ ihre Stimme bricht, sie legt die Hände vor die Augen, um die hervorquellenden Tränen zu verbergen.

„Ihren tiefgebeugten Vater will ich Ihnen ja nicht freitig machen, sondern Ihnen helfen, seine letzten Lebensjahre zu verschönern, wenn Sie die Meine werden.“

Da schaut sie auf und sieht ihm voll ins Gesicht. Ein heiliger Ernst ruht in dem tiefen Blick, mit welchem sie ihn ansieht, doch um den kleinen Mund zuckt es so schmerzlich, so weh, als sie sagt:

„Ich kann das nicht annehmen! Ach, verstehen Sie mich doch — ich vermag es nicht näher zu erklären — Sie sind so gut, so edel — ich muß Ihnen undankbar erscheinen — ich bin es nicht — o Gott, nein, ich bin es nicht! Ich hätte Ihnen diese Unterredung so gern erspart — aber Sie wollten es ja nicht anders.“ Ihr Ton erschüttert den Doktor aufs Höchste. Er nimmt ihre beiden Hände in die seinen, seine Augen sind ganz nahe den ihren. Eine zwingende Gewalt geht von ihnen aus und läßt ihr Herz rascher schlagen, sie atmet kaum.

„Hilbe, nun sage mir das eine — liebst du mich?“ fragt er sanft.

„Ja!“ erwidert sie leise. Ein befreiender Atemzug hebt des Mannes Brust, ein unterdrückter Jubellaut bricht von seinen Lippen. Er kämpft mit sich, doch die Liebe ist stärker als sein Wille — er zieht das blonde Köpfchen an seine Brust. Sekundenlang ruht sie da, dann richtet er sich auf und streicht die Haarwellen aus ihrer Stirn. Er betrachtet sie entzückten Blickes. Sie weiß gar nicht, wie liebrend sie in ihrem hellen Sommergewand und ihrem lieblichen holden Eröten aussieht. Der Doktor vermag den Blick nicht von ihr zu wenden. Er beugt sich wieder ganz nahe zu ihr hin und sagt bestimmt:

„Nun ich weiß, daß du mich liebst, trennt mich nichts, nichts mehr von dir.“ Seine Stimme hat etwas von dem alten Metallklang, der keinen Widerspruch duldet, nur fürchtet sie denselben nicht und so antwortet sie ihm dann mit aller Festigkeit ihres klaren, biegsamen Organs: „Geben, weil ich Sie liebe, will ich Sie nicht in das Verhängnis reißen, welches über meiner Familie schwebt. Dringen Sie nicht weiter in mich — quälen Sie mich nicht — ich kann Ihr Opfer nicht annehmen!“

„Hilbe, la nennst es ein Opfer, was für mich die höchste Seligkeit ist?“ sagt er vorwurfsvoll. Ein Leben ohne dich — ist wertlos für mich, das mußt du fühlen, wenn die Liebe in deiner Brust wohnt, wie in der meinen. Jeder Pulschlag gehört dir, Hilbe, dir ganz allein.“ Tief, fast großend klingt seine Stimme. „Doch ich will jetzt nicht weiter in dich dringen — versprich mir aber eines — es ist wenig, Hilbe, für meine Liebe und Sehnsucht nach dir, nach meinen lieben Augen. Nimm mich, wenn ich kommen soll, und wenn du überlegst, dann denke daran, daß kein Grund zur Entsagung nicht stichhaltig ist — ich lasse ihn nicht gelten, hörst du?“

„Nicht stichhaltig ist,“ flüstert sie träumerisch nach. Sie neigt ihr Köpfchen vor, ihre Blicke treffen sich und ruhen in einander in verzehrender Sehnsucht. Da packt es ihn, er zögert noch, sekundenlang kämpft er mit sich — dann neigt er sich vor und drückt einen langen, inbrünstigen Kuß auf ihre reinen, leuchten Lippen, die sich ihm nicht entziehen. Als er sich aufrichtet, lehnt Hildegard stolzlos im Sessel. Die Bewegung hat sie überwältigt. Ein heißer Blick inniger Bärtlichkeit trifft sie, dann saßt er noch einmal ihr matt herabhängendes Händchen und führt es zitternd an die Lippen. Einen Augenblick später ist sie allein. Sie bleibt still sitzen. Die Tränen rollen unaufhaltsam über ihre Wangen, sie wehrt ihnen nicht. Schauer des Glücks schütteln ihren zarten Körper — aber dasselbe leuchtet ihr nicht in sonniger Klarheit, nein — trübe Schatten verdunkeln es und lassen das bange Herz in namenlosem Schmerz erzittern. Sie stöhnt gequält auf. So viel sie auch sinnt und grübelt, sie findet keinen anderen Ausweg, als den der Entsagung. Näherrollen schreut sie endlich aus ihrem Sinnen auf. Die Tante kommt; sie erhebt sich hastig und streicht sich ein paarmal mit dem Battisttuch über Gesicht und Augen, doch die eintretende Geheimrätin ahnt schon, was vorgefallen ist und küßt sie zärtlich auf die Stirn. Hildegard aber schlingt die Arme um ihren Hals und flüstert ihr, halb jubelnd, halb von Schmerz durchbebt ins Ohr:

„Kannst du es dir nur denken? Er liebt mich, liebt mich wirklich!“

Dieses Auge Fräulein Doktor steht wie ein Kind am reich- besetzten Weihnachtstisch, voller Verwunderung vor dem Rätsel der Liebe, die sein und ihr Herz in wunderbaren, nie empfundenen Seelenaffekten erklingen läßt, die alle Dissonanzen löst und sie in wohlklingenden Harmonien verwandelt.

Die Geheimrätin kann ihre Nahrung nicht verbergen. Dieses zitternde Mädchen, das ihr mit verzagender Stimme solche Worte zuraunt, ist es noch die gelassene, ruhige Hildegard? Aber in welche Konflikte stürzt sie diese Liebe? Sie wagt gar nicht daran zu denken!

Als sie eine Stunde später mit ihr auf der Veranda sitzt, tritt der Geheimrat mit einem Brief in der Hand zu ihnen.

„Von Richard,“ sagt er ernst und reicht denselben seiner Nichte. Sie liest, läßt dann das Blatt erschrocken in den Schoß fallen und sieht ihren Onkel mit großen, traurigen Augen an. Dieser legt ihr die Hand wie lieblosend unter das Kinn, seine Stimme klingt ernst, als er sagt: „Ich habe mir so etwas gedacht, mein Liebling! Rege dich nicht auf, es ist so am besten. Richard fühlte sich nicht mehr wohl hier — sein Feuerkopf bedurfte der Abwechslung, Veränderung. Er hat das Bild gehabt, eine Stelle in einem großen Bankhaus zu erhalten. Sein Verhältnis zum Baron von Treslow hat er regelrecht gelöst, ihm volle Aufklärung über seine Gründe gegeben, die nun den Baron seinerseits veranlaßt haben, Richard durch Empfehlung und Fürsprache zu seiner jetzigen Stellung zu verhelfen. Die amerikanischen Verhältnisse aber kennen zu lernen, ist für ihn ganz gut, dort lernt man arbeiten. Hier schien er mir auf eine etwas schiefe Ebene geraten zu sein, er wird wohl selbst empfunden haben, daß er heraus mußte. Ich kann ihm nicht gram darüber sein — es steht ein tüchtiger Kern in ihm, er kann wohl einmal strahlen, aber fallen tut er nicht.“

Hildegard sieht ihn dankbar an und drückt innig seine Hand.

„O, Onkel, habe Dank für diese Worte,“ erwiderte sie. „Wohl mag es gut für ihn sein, daß er nicht hierher zurückkehrt, aber es ist mein einziger Bruder.“ Sie seufzt. „Nun, vielleicht währt unsere Trennung nicht lange,“ setzt sie gleich darauf mit schmerzlichem Lächeln hinzu und gibt dem Geheimrat den Brief zurück.

„Werde nicht traurig, Hildegard! Sieh, dort kommt der kleine Kurt,“ sagt die Tante herzlich. Hildegard will dem Kleinen entgegengehen, da hält sie ihr Onkel am Armel zurück.

„Halt! Mir fällt ein — Baron von Treslow reist heute nach der Schweiz ab, und wie ich merke, wird er sich wahrscheinlich um Charlotta bewerben — nun, Reschen, was sagst du dazu?“ fragt er seine, ganz starr vor Staunen dastehende Frau, während er Hildegard listig zublinzelt.

„Ich — ich bezweifle, daß Charlotta ihn nimmt, er ist doch keine 50 Jahre sicher!“

„Nun und was weiter? Bin ich denn nicht auch? Und könnte doch noch alle Tage ein junges Mädchen heiraten, nicht, Hilde, du würdest mich doch gleich nehmen, was?“ Er sieht sie schelmisch an. Aber Hilde schüttelt ernst das Köpfchen und seine Frau ruft vorwurfsvoll:

„Ach geh, Helmschen! Mach jetzt keine Witze, uns ist gar nicht danach zu Mute. Nein, nein, dieser Baron! Das hätte ich nicht gedacht,“ setzt sie kopfschüttelnd hinzu.

„Nun, für Charlotta ist ein älterer Mann viel besser. Treslow ist eine schöne ritterliche Erscheinung — durch und durch Edelmann, trotz seines Bankinstituts. Der Glanz und die Pracht des Palais Treslows sind die richtige Folie für Charlottas Schönheit. Sollte ihre Liebe zum Luxus aber einmal zu sehr überhand nehmen, nun, da ist der Baron der rechte Mann, um dieselbe zu zügeln. Was jedoch bei ihr vor allen Dingen schwer ins Gewicht fallen würde, wenn diese Ehe zustande käme, ist die Tatsache, daß von Treslow ein Mann ist, welcher von seiner Frau respektiert werden muß. Er läßt sich nicht beiseite schieben, wie es vielleicht ein Jüngerer, Unerfahrener tun würde, wenn er eine Charlotta von Meerholz zur Frau hat. Ihre Koketterie darf sich als Frau Baronin von Treslow nur in den allerstrengsten Grenzen bewegen, und das ist mir sehr, sehr lieb. Denn offen gestanden, bei Charlottas impulsivem Wesen, ihrer Reizung zu gefallen — war mir manchmal um ihre Zukunft bange,“ sagte der Geheimrat. Er ist ernst geworden und von Hilde zurück an den Tisch getreten, wo er sich in einen Sessel niederläßt, der neben dem seiner Frau steht. Diese streckt ihm die Hand entgegen.

„Was du sagtest, ist sehr richtig und so will ich nur wünschen, daß Charlotta ihn nimmt,“ erwidert sie herzlich.

„Sie nimmt ihn, Tantechen! Da kannst du dich darauf verlassen,“ gibt Hildegard ihr zur Antwort. Sie eilt dann die Stufen der Veranda hinunter zu Kurtchen, welcher ihr schon lange sehnsüchtig entgegengekommen hat und nun liebevoll die Arme um ihren Hals schlingt, als sie sich zu ihm niederbeugt. Anna hebt ihn aus dem Wagen und fröhlich plaudernd geht er, von Hildegard unterstützt, zu Onkel und Tante hinauf.

„Ich will heute nicht weiter in dich bringen, aber rufe mich, wenn ich kommen soll,“ hatte Dr. Herbert Paulus zu Hildegard gesagt. — Eine Woche ist vergangen — alles in ihr ist schlaflose Sehnsucht, grübelndes Hoffen und doch wiederum trostloses Entsagen — sie hatte ihn nicht gerufen. Ihre alte biedere Freudigkeit aber, mit welcher sie früher zierbewußt ihre Pflicht im Auge hatte, die warme, freudige Innigkeit, mit welcher sie dem Vater das Heim bereiten wollte, sie war dahin.

O, daß die Liebe sie so schwach, so egoistisch macht, daß sie ihr die Ruhe und Willenskraft raubt, die ihr in so hohem Maße eigen gewesen!

Den Mann erhebt sie, verdoppelt sein Wollen, verdreifacht seine Kraft, spornt ihn zur Betätigung seiner Kenntnisse an und stählt seine Nerven. Das hört sie täglich aus den Erzählungen des Geheimrats, welcher anerkennend des Doktors Leistungsfähigkeit hervorhebt. Sie fühlt es heraus, was er damit sagen will, aber sie ist weit davon entfernt, das Opfer, das ihr der Geliebte bringen will, anzunehmen. Sie hatte einst Richard auf das Verhängnis hingewiesen, welches auf ihnen ruht und keiner weiß besser wie sie, daß es kein leerer Wahn, sondern bittere, nackte Wahrheit ist, daß sie erblich belastet sind. War das Vorkommnis mit ihrem Bruder nicht der beste Beweis dafür? War sie es nicht dem Geliebten schuldig, daß sie entlagte? Ihn, als Arzt, kamen ja in seiner Praxis täglich Fälle vor, die ihm ihre Weigerung erklärlich machte. Sie ist es nicht nur ihm schuldig, ihr Liebesglück zu opfern — nein, der gesamten Menschheit. Ein krankes Glied des Menschengeschlechtes mußte man ruhig absterben lassen, man durfte ihm keine Nahrung zukommen lassen — einerlei ob physische oder geistige Vererbungsgefahr vorliegt. Sie muß ihr Wünschen und Hoffen der Gesamtheit unterordnen, muß ergebungsvoll das Haupt senken und die Dornenkrone der Entsagung auf sich nehmen. Möchte dieselbe sie auch zu Boden drücken, was tat es?

Hildegard sitzt an ihrem Lieblingsplatz im Park und starrt regungslos in die Wipfel der Lindenbäume hinauf, deren leises Rauschen gut zu ihrer grüblerischen, entsagungsvollen Stimmung paßt. Ein leiser Luftzug streicht losend über ihre blassen Wangen, es ist milde, warme Sommerluft, und dennoch schreut sie fröstelnd zusammen. Die zitternde Sehnsucht, das rastlose Verlangen nach dem Geliebten macht sie so unaussprechlich müde, krank. Es ist das eine bitterschmerzliche Erfahrung, die sie an sich macht. Sie kommt sich plötzlich so klein vor, so elend, so ganz aus ihrem innersten Sein herausgerissen. Ihre an angestrengte Tätigkeit gewöhnte Natur ist vollständig aus dem Geleise gerissen, sie fühlt sich hilflos jener Macht preisgegeben, gegen die sie anfangs mit der ganzen Energie ihres Willens angekämpft und die sie dennoch, dennoch überwältigt hat und sie in der einen Minute mit stummer Seligkeit, in der anderen mit verzweifelter Qual erfüllt. Es ist ihr klar — so kann das nicht weiter gehen. Es muß ein Ende gemacht werden. Ihre Augen glänzen jieberhaft, der Entschluß, den sie gefaßt hat, belebt ihr schmales, durchgeistigtes Gesichtchen und zaubert eine leise Röte auf ihre blassen Wangen. Sie faltet die Hände: „Vater, mein Vater, du und ich, wir gehören zusammen, dein Kind bleibt dir treu,“ murmelt sie feierlich. Dann steht sie auf. Ihr

Schritt ist wieder elastisch und sicher, sie geht rasch auf den Kieswegen dahin ins Haus, die Treppe hinauf und will leise an des Onkels Arbeitszimmer klopfen, als die Tür rasch von innen geöffnet wird und derselbe heraustritt. Er sieht Hilbe vor sich stehen und zieht sie an der Hand mit ungewohnt hastiger Bewegung hinein. Augenscheinlich ist er sehr erregt, was er indessen zu verbergen sucht. Auf dem Schreibtisch liegt ein amtliches Schreiben. (Fortsetzung folgt.)

Die Klette.

Erzählung von B. Rittweger.

(Schluß)

(Nachdruck verboten.)

Ihre Hochzeit hat sich das Botengretenkisse von Schönau freilich früher anders vorgestellt. Zu Hause, da nahm an jeder solchen Feier das ganze Dorf Anteil, da wurden selbst im ärmsten Hochzeitshaus Kuchen gebacken. Da kamen die Nachbarn mit ihren Geschenken, und die Kameraden des Bräutigams schossen mit Pistolen, und der Herr Pfarrer hielt eine bewegliche Rede in der Kirche, die einem so lieb und vertraut war. Hier in der großen fremden Stadt gab's natürlich das alles nicht. Die Handlung auf dem Standesamt und die Trauung — verschiedene Paare standen zu gleicher Zeit vorm Altar — durch einen unbekannten Geistlichen hatten so gar nichts, was dem Gebrauch der Heimat entsprach. Das Lisse hätte laut aufweinen mögen. Aber als dann der Wilhelm sie in die nett eingerichtete Wohnung führte, als die gnädige Frau dem jungen Paar freundliche Worte sagte und der Lise eine feine Tischdecke als Hochzeitsgeschenk überreichte, da verslog die Sehnsucht nach Schönau, und sie fühlte sich ganz glücklich zwischen den schönen neuen Sachen, die freilich nicht für lange Dauer berechnet waren. Es hatte nur zu billigen Fabrikwaren gelangt. Die paar soliden, vom Dorfschreiner gearbeiteten Möbelfstücke der Botengret waren gleich nach ihrem Tod auf Wilhelms Rat zu Geld gemacht worden, um die Kosten der Ueberfiedlung der Lise nach Leipzig zu bestreiten, städtische Kleidung und was sonst nötig war. Für das übrige hatten sie die notwendigste Wäsche für den neuen Haushalt angeschafft.

Wie's der Wilhelm prophezeit hatte, lebte man eine Zeitlang herrlich und in Freuden. Die Lise plättete für Herrschaften, und man brauchte nicht zu knausern, hätte sich auch öfter ein Vergnügen gönnen können. Wenn man nur nicht so sehr gebunden wäre! Das ist die erste Bedingung bei Annahme der Stelle gewesen: Stets muß eins da sein, bis zum späten Abend. Auf besond' re Bitte um einen Urlaub zu zweien wurde es ein paarmal eingerichtet, aber die Herrschaft schien durchaus nicht zufrieden damit und machte jedesmal größere Schwierigkeiten. Der Wilhelm kam kaum mehr dazu, mit seiner hübschen Frau auszugehen, wie an den freien Sonntagen während der Dienstzeit. Das paßte ihm durchaus nicht, und er war ganz einverstanden, als ihm nach einem Jahr, kurz nach der Geburt eines Kindes, die Stelle gekündigt wurde. Seine Tätigkeit in dem feinen Garten genügte nicht. Er hatte nur von der Feldarbeit einen Begriff, und die Herrschaft nahm deshalb lieber einen Portier, der es besser verstand, den Garten gut in Stand zu halten. Der Wilhelm nimmt nun eine Stelle als Ausläufer in einer Buchhandlung an. Er steht sich nicht schlecht dabei, wenn auch freilich die Wohnung wegfällt und man sich bei den teuren Mieten mit einem dürftigen Zimmer begnügen muß. Aber dafür ist man des Abends sein eigener Herr und kann sich mal was gönnen. Stolz führt der Wilhelm seine schöne junge Frau an allerlei Vergnügungsorte und freut sich, wenn sie die Bewunderung ihrer Umgebung erregt. Das Kind wird in solchen Fällen eingeschlossen, was der Mutter anfänglich große Ueberwindung kostet. Aber es tut ganz schön gut — man muß nicht zu ängstlich sein. Man lebt nur einmal und man ist nur einmal jung! Zum Sparen kommt man nicht bei dieser Lebensweise. Als ein zweites Kind in Aussicht ist, heißt's für die Lise, zu Hause bleiben. Der Wilhelm aber kann die gewohnte Zerstreuung nicht entbehren, und so geht er allein seinem Vergnügen nach. Für die Lise haben von der Zeit an die guten Tage aufgehört. Der Wilhelm verdient wohl ganz ordentlich, aber er braucht auch viel, und die Frau muß über ihre Kräfte schaffen, um den größeren Haushalt bestreiten zu können. Sie steht bis spät in die Nacht hinein am Plätt-

brett und dabei hat sie ihre Last mit den Kleinen. Dem zweiten Kind folgt rasch ein drittes. Der Wilhelm wechselt häufig seine Stellen. Er findet zwar immer wieder Beschäftigung, dank seiner vorteilhaften Erscheinung, aber er verschlechtert sich regelmäßig dabei, und bald kommen Zeiten, wo er wochenlang ganz ohne Verdienst ist. Er hat eben nichts Rechtes gelernt und kann im Wettbewerbe mit tüchtigen Kräften nicht bestehen. Nach und nach gewöhnt er sich das Trinken an, und das häusliche Leben gestaltet sich immer trauriger. Von zu Hause — die Lise spricht stets von Schönau als von „zu Hause“ — hört man kaum noch etwas, der alte Klein ist gestorben, der Hof war überschuldet und ist nun in den Händen der zweiten Frau, die nicht in Gütergemeinschaft mit ihrem Manne gelebt hat. Der Martin ist froh, als Knecht bei ihr bleiben zu können und ein Unterkommen für sich und die Seinen zu haben. Für den Wilhelm und die Töchter fällt nichts mehr ab.

Die Zeiten, wo der Wilhelm ohne Beschäftigung ist, dehnen sich mehr und mehr aus. Er trinkt nun ständig und mißhandelt Frau und Kinder. Seine Liebe zur Lise ist erloschen, seit von ihrer blühenden Schönheit nichts mehr übriggeblieben ist. Ein frühgealtertes, verhärmtes Weib — das ist nicht dem Wilhelm sein Geschick. Drei von den sechs Kindern starben in Zeit von vier Wochen am Scharlachfieber im Krankenhaus. Die Mutter kann kaum um sie weinen. In die kleine, düstere Hofwohnung zieht bittere Not ein. Alles Entbehrliche ist schon verkauft, die Familie ist ganz auf den Verdienst der Frau angewiesen; der Wilhelm kommt nur nach Hause, um seinen Rausch auszuschlafen. Geld bringt er niemals mit. Die Lise und die Kinder zittern, wenn sie seinen Schritt auf der Treppe hören. Die arme Frau schafft unermüdlich, aber ohne Freude, in stumpfer Ergebung. Und sie sehnt sich so entsehrlich nach der Heimat. Ach, hätte sie sie nie verlassen! Armut gab's ja auch in Schönau, aber auch der Ärmste hatte dort immer noch sein Stück Kartoffelland, wenn nicht als Eigentum, doch in billiger Pacht, seine Riege, dort fiel aus den gefüllten Vorratskammern der Wohlhabenden ab und zu etwas ab. Bu hungern brauchte keiner. Hier, ach, lieber Gott, gute Menschen gab's auch hier; aber es hat eben jeder mit sich zu tun. An Leuten, die in demselben Haus wohnen, geht man ohne Gruß vorüber. Und sie, die Lise, ist zu schüchtern, zu betteln. Sie fürchtet sich auch davor als Frau eines Trinkers.

Der Wilhelm wird krank, eine schwere Influenza befällt ihn und der vom Trunk geschwächte Körper erliegt schon nach kurzer Zeit. Ein neues Opfer unter der Zahl derer, die die Großstadt aufsuchen, ohne genügend gerüstet zu sein, die zugrunde gehen, entfernt vom Mutterboden der ländlichen Heimat, die sie hätte ernähren können! Mutwillig stürzen sie sich in den Strudel und werden von ihm verschlungen. Die Lise beneidet den Toten. Für ihn ist der Kampf zu Ende — er hat Ruhe. Sie muß weiterleben, und sie ist doch so müde, so sterbensmüde — — —

Ueber ein Jahr ist seit des Wilhelm Tod ins Land gegangen. In einem elenden Dachstübchen steht eine abgehärmte Frau am Plättbrett. Sie muß häufig das Eisen wegstellen und sich setzen. Die Knie zittern ihr, und sie hat einen solchen Druck auf der Brust. Es ist Abend. Drei Kinder schlafen in dem einzigen Bett. Für sich selbst macht die Lise ein Lager aus einem alten Strohsack und einer dünnen Decke zurecht, wenn sie des Tages Last und Mühe getragen hat. Die Unterstützung, die sie erhält, reicht nicht für alles aus, und ihr Verdienst ist nur gering. Ihre Kräfte lassen immer mehr nach, bald werden ihre armen Kleinen Waisen sein! Die Sehnsucht nach der Heimat verzehrt sie fast. Sie träumt oft von Feldern und Wiesen, von der freundlichen kleinen Kirche, vom Wald, der vom Frühling bis zum Herbst tausend Freuden bot. Jetzt, hier, in der großen Stadt weiß sie kaum noch, wie es draußen in der Natur aussieht. Häuser und Menschen, Menschen und Häuser, und die Menschen fast alle fremd! Könnte sie sich aufmachen und mit ihren Kindern nach Schönau zurückkehren. Und sei's nur, um zu sterben! Aber sie hat ja keinen mehr dort, der ihr

nahe steht, wissen, der an sie denkt. Es ist wie eine schwere Krankheit, diese heiße Sehnsucht. Tag und Nacht geht sie an ihr und macht sie immer schwächer und mutloser. Seufzend wischt die Lise die Tränen aus den brennenden Augen und greift wieder zum Eisen, dann wendet sie lauschend den Kopf nach der Tür. Es tappt draußen — ob jemand zu ihr will? Sie kann sich's kaum denken, so spät noch. Aber sie wird doch nachsehen. Sie öffnet die Tür und vor ihr steht ein Mann im Halbschatten.

„Guten Abend; ich suche die Witwe Klein. Bin ich da recht?“

„Ja, ich bin's selbst. Was —“

„Lise, Lise — krieg' nur keinen Schrecken. Ich bin's, der Bachmüller-Lorenz. Ich hab' — ich — weißt, Geschäft' hab' ich hier in Leipzig, und da wollt' ich gern sehen, wie dir's geht.“

„Lorenz, ach, ist's denn möglich. Einer von zu Haus, ach Gott, ein solch's Glück! Und du kommst zu mir?“

„Ja freilich, und wenn dir's recht ist, so gehen wir in die Stube, und du erzählst mir, wie's dir geht.“

„Ach, Lorenz, da ist nicht viel zu erzählen. Komm, setz' dich —“ sie schließt die Tür, „brauchst dich nur umzugucken, da weißt's.“ In den bitteren Worten ist doch ein Ton von Freude, und die Augen des armen Weibes glänzen. Einer von zu Haus! Einer, der sie lieb gehabt und — den sie verschmäht und gekränkt hat! Bei dem Gedanken umdüstert sich ihr Antlitz wieder. Sie räumt die Plätterei beiseite und setzt sich ihrem Gast gegenüber, den Blick senkend. Der Lorenz sucht eine Weile nach Worten, dann meint er: „Das sind deine Kinder, da in dem Bett? Drei, gelt?“

„Ja, und drei sind mir gestorben. Sie haben's gut und ihr Vater auch. Ich, ich wollt', ich wär' auch erst soweit!“ Bei diesen Worten bricht die Arme in heftiges Weinen aus. Der Lorenz faßt ihre Hand und strichelt sie ganz sanft und spricht: „Lise, daß ich dir's nur gesteh', ich hab' gar keine Geschäft' hier. Ich wollt' nur sehen, wie's um dich steht. Nun weiß ich's. Gud', seit ich von Wilhelm seinen Tod gehört hab', da mußt' ich immer an dich denken; daß es euch nicht sonderlich geglüht hatt', das hat mir der Martin erzählt. Und nun so allein als Witwe — es ließ mir gar keine Ruh'. Und da hab' ich mich halt aufgemacht und hab' keinem Menschen ein Wort davon gesagt. Helfen möcht' ich dir, Lise —“ Die Frau erhebt jetzt den Blick: „Du bist ein so Guter, Lorenz. Kommst zu mir, wo ich's so gar nicht um dich verdient hab', wo ich noch 's letzte Mal, auf'm Gottesacker, dich so arg gekränkt hab' —“

„Ach, mußt' net so reden, Lise —“

„Ja, ich muß. Eine Kette hab' ich dich geheissen, die man net loswerden könnt', deine Lieb' hab' ich mit Füßen getreten in meinem Hochmut, ach, Gott, ich hab's schwer gebüßt! Dem Wilhelm seine Lieb', das war ja gar keine richtige, grad' nur solange, bis das bißle Schönheit bei mir weg war, hat sie gebauert; ach, Gott, ich muß mich ja schämen vor dir, Lorenz.“

„Davon will ich nichts hören. Hast ja ganz recht gehabt, Lise —“ auf das stille Gesicht des Lorenz tritt ein gutes Lächeln — „ich bin ja wirklich eine Kette. Drum bin ich ja da, und du wirfst mich net los. Ich geh' net eher, als bis du mit mir gehst, Lise. In der Bachmühl' ist satt*) Platz für dich und für deine Kinder. Und mein Vater, der freut sich, wenn's ein bißle Leben gibt. Er hat die Kinder gar gern, und er kann nimmer gut fort mit den Füßen, da hat er einen Zeitvertreib an dem kleinen Volk. Und unsere alte Margret, die wird auch nimmer allein fertig. Die braucht' eine Hilfr. Tuft ein gutes Wort an uns allen, Lise!“

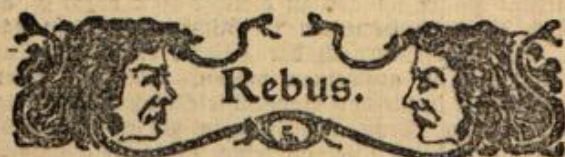
„Ach, Lorenz, das wär' freilich ein Glück. Heim — nach Schönau und dort bleiben immerzu! Aber 's geht nicht, Gottfried. Ich müßt' mich ja totschämen, wo ich so schlecht gegen dich gewesen bin in meinem Uebermut, und, gud', ich kann ja auch nichts Ordentliches mehr schaffen. Mußt' schon allein wieder heim — mit mir wird's nimmer lang dauern — — —“

„Dummes Zeug, Lise, mit zweihunddreißig — so alt bist erst — da denkt man net ans Sterben. Gud', hör' mich mal ruhig an. Da sind deine Kinderle. An die mußt' denken, und für die mußt' leben. Und zu Kräften sollst bald kommen, wenn du jemand hast, der für dich sorgt und der dich lieb hat. Siehst, für mich bist halt immer noch 's Botengretentische, und arad so lieb

hab' ich dich noch wie dazumal. Ich hab' in meinem Leben an keine andere gedacht, wie an dich, Lise. Ich bin halt schon eine rechte Kette; die bleibt hängen, wo sie einmal hängt. Und wenn du Bachmüllerin werden willst, Lise, ich wüßt' einen, der arg froh drum wär'. Und deine Kinder, die sollten einen rechten Vater an mir haben. Sag' ja, Lise!“ Die arme müde Frau faßt den Mann an der Hand und führt ihn zu dem Bett mit den blassen, schlafenden Kindern. „Ich hab's nicht um dich verdient, du Guter, und ich dürft's nicht annehmen. Will mir aber der liebe Gott um der armen Kinderle willen ein solches Glück beschereu, so sag' ich ja in seinem Namen. Und alles will ich tun, daß du's nicht zu bereuen haben sollst.“

* * *

Der Lorenz hat's nicht zu bereuen gehabt. Jahre sind schon vergangen, seit er das Botengretentische heimgeholt hat, und wer eine glückliche Familie sehen will, der braucht nur in der Bachmühle zu Schönau einzutreten.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Humor.

Mama nicht! In einer amerikanischen Schule erhielten die Jungen einen Aufsatz über die Quäker. Ein kleiner Kerl schloß den seinen mit den Worten: „Die Quäker ganken sich nie und widersprechen niemals. Papa gehört der Sekte der Quäker an, aber ich kann wirklich nicht glauben, daß Mama auch dazu gehört.“

Das Zeugnis. Autobesitzer: „Haben Sie keine Empfehlung von Ihrem vorigen Herrn?“ — Chauffeur: „Nein, Herr Baron, aber in etwa vier Wochen kann ich ein Zeugnis von ihm beschaffen.“ — Autobesitzer: „Und warum erst dann?“ — Chauffeur: „Weil er augenblicklich im Krankenhaus liegt.“